

Vorwort

RACE IN TRANSLATION: Kulturkämpfe rings um den postkolonialen Atlantik ist gleichzeitig ein Bericht von den unterschiedlichen Fronten in den Debatten zu *race* und Kolonialismus, eine Kartierung der betreffenden Literatur mehrerer Sprachen und eine Stellungnahme zur Politik des grenzüberschreitenden Ideenflusses. Vor dem Hintergrund eines von der Unterwerfung¹ indigener Menschen, der Versklavung der Afrikaner_innen und massiver kolonialer und postkolonialer Vertreibung und Umsiedlung geprägten atlantischen Raumes besucht unser Buch Haupthäfen entlang eines ozeanischen Kontinuums. Wir folgen dem transatlantischen Verkehr von *race* innerhalb und zwischen drei nationalen Zonen, den Vereinigten Staaten (und umfassender, der anglofonen Zone), Frankreich (und der frankofonen Zone) und Brasilien (und der portugiesischsprachigen Zone). Unsere Studie geht jedoch über diese drei Zonen hinaus, indem sie fortwährend an das Vorhandensein vielfältiger Geografien gemahnt, während sie gleichzeitig die *race*/Kolonialitäts-problematik allgemein in den atlantischen Raum einschreibt. Die verschiedenen Routen der Debatten um *race*, so argumentieren wir, kreuzen sich auf überraschende und erhellende Weise.

Jedes Kapitel von *Race in Translation* handelt von einer anderen Dimension der Thematik und hebt gleichzeitig die miteinander verflochtenen Ähnlichkeiten unter den verschiedenen Erscheinungsformen dessen hervor, was wir die ›atlantische Aufklärung‹ nennen. Die Mehrzahl der Kapitel kartiert den Werdegang einer Reihe von Ideen – des Eurozentrismus, der Dekolonisierung des Wissens, der Politik der Identität, des Multikulturalismus, der *affirmative action* (Förderprogramm zugunsten benachteiligter Gruppen), der postkolonialen Theorie usw. – so, wie sie sich in den Öffentlichkeiten voneinander getrennter Räume und über sie hinweg entfaltet haben.

Die ersten Kapitel liefern den breiten historischen Rahmen, indem sie die übergreifende Genealogie der Debatten verfolgen von der ›Begegnung‹ der Renaissance mit indigenen Gesellschaften, über das Aushandeln der Dialektik von Freiheit und Sklaverei in der Aufklärung, bis hin zu der belasteten Beziehung der Moderne zu den Objekten ihrer imperialen ›Zivilisierungsmission‹.

Die letzten Kapitel untersuchen unterdessen die Neuauflagen dieser Debatten, wie sie in den gegenwärtigen Kulturkämpfen verkapselt erscheinen.

¹ Das im Original verwendete Wort *conquest* lehnt sich zwar stark an das spanische *Conquista* an und wird im Folgenden zumeist mit ›Eroberung‹ übersetzt; es wird aber auch, wie hier, im erweiterten Sinne, der über die Eroberung der Länder Amerikas hinausgeht, für ›Unterwerfung‹ indigener Menschen ganz allgemein verwendet.

Während der Begriff Kulturkämpfe gewöhnlich die erhitzten Polemiken in der englischsprachigen Welt bezeichnet, die sich um Identitätspolitik, *affirmative action*, einen verbindlichen Literaturkanon, Feminismus, Multikulturalismus, Schwulenrechte, Antiimperialismus und Antiglobalisierung drehen, bilden die verbalen Gefechte, die von diesen Kriegen ausgelöst werden, nur das oberflächliche Kräuseln eines tieferen ozeanischen Kampfes um die Dekolonialisierung von Machtstrukturen und Epistemologien. Wenn auch die Kulturkämpfe in einem gewissen Sinne erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auftauchten, so partizipieren sie bei längerer Sichtweise durchaus an dem fünf Jahrhunderte dauernden Prozess, durch den die europäischen Mächte eine Stellung ökonomischer, militärischer, politischer und kultureller Hegemonie in großen Teilen Asiens, Afrikas und den Ländern Amerikas erzielten. Einige der Hauptbegleiterscheinungen dieses kolonialen Prozesses waren die massive Enteignung von Land, die umfassende Zerstörung indigener Gemeinschaften und Kulturen, die Versklavung indigener Amerikaner_innen und Afrikaner_innen sowie der Rassismus sowohl in der kolonialisierten Welt als auch im Westen selbst. Obgleich Widerstand gegen den Kolonialismus von den ersten Anfängen der Kolonialisierung an existierte, richten wir das Augenmerk auf den Widerstand, der seine kritische Masse in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte und das erzeugte, was wir als ›seismische Verschiebung‹ in der wissenschaftlichen Forschung ansehen. Sie stellte die etablierten ethnischen Hierarchien, die eurozentrischen Narrativisierungen der Geschichte und die dominanten Modi der Wissensproduktion in Frage.

Entgegen der Gewohnheit einer auf den Nationalstaat fokussierten Analyse, setzen wir die Debatten in einen von uns ›interkolonial‹ genannten Rahmen, welcher die Spannungen zwischen Nationalstaaten, die gleichzeitig Kolaborateure und Rivalen sind, thematisiert. Alle Nationen sind letzten Endes Transnationen und als solche unauslöschlich gezeichnet von der Gegenwart anderer Nationen, für oder gegen die sie sich diakritisch definiert haben. Die kulturellen Grenzen zwischen nationalen Zonen sind daher porös, sie vermischen oft ›innen‹ und ›außen‹. Kulturelle Phänomene, die man als einzigartig für eine ›Nation‹ erachtet, können in Wahrheit von anderen geteilt werden. Intellektuelle Debatten, die in einer historischen Situation für irrelevant und unübertragbar gehalten werden, erweisen sich in einer anderen als relevant, ja sogar als dringend. Während die Debatten sich über nationale Grenzen hinwegbewegen, fragen wir: Wie werden sie sowohl wörtlich als auch im übertragenen Sinne übersetzt? Unter welchen Rubriken, Schlüsselbegriffen und Bewertungsrepertoires werden sie geführt? Wie verändern die Begriffe selbst ihre Valenz, indem sie von einer kulturellen Geografie und politischen Semantik in eine andere wechseln? Wie werden Ideen verlagert, wieder zur Sprache ge-

bracht und neu kontextualisiert, während sie sich zwischen nationalen Feldern hin und her bewegen? Was sind die Raster, Prismen, Tropen und sogar Kirmes-Zerrspiegel, durch die die Debatten gesehen werden? Was sind die nationalen Doxa (für selbstverständlich erachtete Annahmen), die kulturellen Institutionen und die globalen ökonomischen Ausrichtungen, welche den Transit von Ideen über *race*/Kolonialität blockieren oder erleichtern? Wie wirken sich Exzeptionalismus, Narzissmus und verschiedene Formen ihrer Verleugnung auf das aus, was man, wenn man Freud mit Bourdieu verschmelzt, einen ›Narzissmus nationaler Sonderstellung‹ nennen könnte?

Wir befassen uns damit, wie Intellektuelle Ideen textualisiert, vermittelt und mobilisiert haben. Welche Ängste und Hoffnungen, welche Utopien und Dystopien werden durch Worte wie ›*race*‹, ›Multikulturalismus‹ und ›Identitätspolitik‹ an unterschiedlichen Orten ausgelöst? Warum ist das Konzept von *la République* zentral für die Debatten in Frankreich, aber nicht für die in den Vereinigten Staaten oder Brasilien, obgleich alle drei Nationalstaaten Republiken sind? Wieso sind ›Mischehen‹ in Brasilien ein dominantes Thema, aber nicht in Frankreich oder den Vereinigten Staaten, obwohl alle drei Länder, jedes auf seine eigene Weise, ›gemischtrassig‹ sind? Wieso ist ›Kommunitarismus‹ in Frankreich so negativ belegt, während er in Brasilien oder den Vereinigten Staaten selten auftaucht? Was ist die Vermittlerrolle, die die Sprache spielt? In diesem Sinne setzen wir nicht nur die Übersetzungspolitik ein, sondern zitieren Texte aus dem Französischen, Portugiesischen, Spanischen und anderen Sprachen auch in wörtlicher Übersetzung, um sowohl die Stoßrichtung der Argumente zu übermitteln als auch den Ton, die Körnung und die kulturellen Akzente der Stimmen, durch die die Argumente geäußert werden.

Die verschiedenen Kapitel erforschen die vielfältigen Dimensionen dieser transnational/translationalen Überschneidungen (von über die Ländergrenzen hinweg Agieren und Übersetzung). Die ersten drei Kapitel stellen den breiteren konzeptionellen und historischen Rahmen dar. Kapitel 1, »Die atlantische Aufklärung«, skizziert den intertextuellen Hintergrund der Kulturkämpfe mit den grundlegenden Widersprüchen der Aufklärung. Wie ließ sich der Republikanismus der Aufklärung mit seinen erklärten Werten von Freiheit und Gleichheit mit den tatsächlichen Praktiken des Kolonialismus, der Sklaverei und des Imperialismus vereinbaren? Stellte der Kolonialismus einen Bruch mit der Aufklärung dar oder ihren deutlichsten Ausdruck? War die Aufklärung eine Alternative zum Rassismus oder seine eigentliche Quelle? Auf welche Weise rekapitulieren heutige Polemiken Debatten der Aufklärung über das Universelle und das Besondere, wenn auch in neuem Gewand?

In diesem Kontext schlagen wir in Anklang an die bekannte Arbeit über ›*The Black Atlantic*‹ die Idee des ›roten Atlantik‹ und, in einer anderen Be-

tonung, des ›weißen Atlantik‹² vor. Obgleich der Ausdruck ›roter Atlantik‹ bisher ausschließlich bezogen auf die Indigen@s der Amerikas verwendet worden ist, drückt er für uns in einem breiteren Sinne aus, dass die gesamte atlantische Welt ›rot‹ ist. Nicht nur wurde sie durch die Eroberung geprägt, die Europa materiell reich machte, , sondern auch durch indigene Formen des Denkens und des Zusammenlebens, welche eine heilsame epistemologische Krise dadurch auslösten, dass sie europäische Denker_innen – von Montaigne und Diderot bis Pierre Clastres – veranlassten, die herrschenden sozialen Normen in Frage zu stellen. Was wir ›den Diskurs des indigenen Radikalismus‹ nennen, ist ins Feld geführt worden, um solch unterschiedliche progressive Anliegen wie jakobinische und sozialistische Revolutionen, Gemeinschaftsbesitz, Klassen-, sexuelle und Geschlechtsgleichheit, Ökologie, kollektives Genießen, Antiproduktivismus und eine alternative Globalisierung zu unterstützen. Das Konzept eines ›weißen Atlantik‹ führt die hegemoniale Ethnizität und *Critical Whiteness Studies* als integrale Teile eines breiter angelegten antikononialen Projekts an.

Spätere Kapitel nähern sich spezifischen Strömungen innerhalb des atlantischen Kontinuums. Kapitel 2, »Eine Geschichte dreier Republiken«, untersucht den atlantischen Republikanismus und die transatlantisch blickenden Beziehungen oder intellektuellen Polyloge zwischen Frankreich, Brasilien und den Vereinigten Staaten. Die Debatten um Kolonialismus, Sklaverei und *race*, allesamt transozeanisch in ihren Genealogien und Folgen, waren zutiefst konstitutiv für die brasilianischen, US-amerikanischen und französischen sozialen Ausformungen. Hier rücken wir die lange bestehende Rolle Frankreichs als kulturellem Mentor Brasiliens ins Blickfeld sowie das Füllhorn komparativer *Race Studies* bezüglich Brasiliens und der Vereinigten Staaten, und die Suche der Afro-Diaspora nach nichtrassistischen Utopien, vor allem in Frankreich

2 Während der Begriff ›schwarzer Atlantik‹ weit verbreitet ist, tauchen die Begriffe ›roter Atlantik‹ und ›weißer Atlantik‹ nur sporadisch auf. Nachdem wir unseren Abschnitt über den ›roten Atlantik‹ geschrieben hatten, entdeckten wir, dass eine Reihe Autor_innen sich beiläufig auf den ›roten Atlantik‹ bezogen haben. Die meisten dieser Autor_innen verwenden den Begriff entweder im Sinne von ›radikaler Linken‹ oder in dem historisch-ethnografischen Sinn von Bewegungen von Völkern. Das radikale ›Rote‹ bleibt ein Unterton in unserer Arbeit, da wir die Verbindung zwischen indigenen sozialen Normen und westlichem Radikalismus betonen. Jace Weaver hebt die ›hermeneutischen Möglichkeiten des roten Atlantik‹ in einem Aufsatz im *American Indian Quarterly* 35, Nr. 3 (Sommer 2011) hervor, während Tim Fulford von einem ›roten Atlantik‹ in Bezug auf die entscheidende Rolle der Figur des ›Indianers‹ in der Romantik gesprochen hat. Vgl. sein Buch *Romantic Indians: Native Americans, British Literature, and Transatlantic Culture* (Oxford: Oxford University Press, 2006). Historiker_innen haben gelegentlich von einem ›weißen Atlantik‹ gesprochen, aber nicht wie wir in Verbindung mit dem Konzept der *Critical Whiteness Studies*.

und Brasilien. Außerdem stellen wir die kulturalistische Dichotomie von Angelsächsisch gegenüber Romanisch als ein ideologisches Konstrukt in Frage, welches bis heute in den Debatten über ›Rasse‹ und Kolonialität herumgeistert. Auf diese Weise bewegen wir den Fokus weg von *Latins* und Angelsachsen als vermeintlich panethnischen Guppen und hin zu dem, was wir die Diskurse des Latinismus bzw. des Angelsachsentums nennen. Sowohl der ›Norden‹ als auch der ›Süden‹, so argumentieren wir, haben eurozentrische, Hegel-Webersche Theorien reproduziert, die die Unterwerfung afrikanischer und indigener Elemente in der ›Neuen Welt‹ naturalisieren. Abschließend verlangen wir eine translationale/übersetzende Analyse des intellektuellen Austauschs als einen Weg, versteinerte Konzeptualisierung nationaler Kultur zu vermeiden.

Kapitel 3, »Die seismische Verschiebung und die Dekolonialisierung des Wissens«, zeichnet die Protokolle des Eurozentrismus als diskursiven Niederschlag des Kolonialismus nach und skizziert die Versuche nach den Weltkriegen, die Forschung auf unterschiedlichen Untersuchungsfeldern zu dekolonialisieren. Hier diskutieren wir das Werk Frantz Fanons als Metonym für den umfassenderen Dekolonisierungsschritt, welcher nicht nur zur nationalen Unabhängigkeit in der ›Dritten Welt‹ führte, sondern auch zu einer Radikalisierung akademischer Disziplinen und, letztlich, zu neuartigen transdisziplinären Bildungen wie *Ethnicity Studies*, *Critical Race Studies* und *Postcolonial Studies*. Diese seismische Verschiebung, so argumentieren wir, bildet den unentbehrlichen Hintergrund der nachsechziger Debatten über so belastete Themen wie *race*, Identität und Multikulturalismus. Die hier entwickelte Kritik eurodiffusionistischer Erzählungen bezüglich der Verbreitung von Wissen und die Diskussion der Radikalisierung der Disziplinen legen die Grundlage für unsere Kritik einiger ansonsten progressiver Denker später in diesem Buch.

Die verbleibenden Kapitel untersuchen die Debatten, wie sie sich von den 1990er Jahren bis heute entwickelt haben. Kapitel 4, »Identitätspolitik und die Links-Rechts Konvergenz«, untersucht die von der Rechten geteilte Feindseligkeit eines Teils der Linken gegenüber der Identitätspolitik, wie sie von Autor_innen wie Walter Benn Michaels, Pierre Bourdieu/Loic Wacquant und Slavoj Žižek formuliert wird. Wie lässt sich diese bizarre, insgeheime Übereinstimmung zwischen politischen Gegner_innen erklären? Die linken Argumente gegen ›*critical race*‹ und ›multikulturelle Identitätspolitik‹ sind denen, die von der Rechten propagiert werden, auf unheimliche Weise ähnlich, selbst wenn sie im Namen entgegengesetzter Visionen geäußert werden. Wie wir sehen werden, entspringt diese Ablehnung einer vorgeblichen Zwickmühle zwischen Klasse und *race* beziehungsweise zwischen Ökonomie und Kultur. Die lockere Ablehnung eines leicht zu kritisierenden ›liberalen Multikulturalismus‹, so argumentieren wir, lenkt die Aufmerksamkeit ab von der weniger

leicht abzulehnenden Arbeit über *race* und Kolonialität. Wie wir schlussfolgern, sind dabei nicht so sehr die Argumente selbst das Problem, sondern die uniformierten und eurozentrischen Grundannahmen, die ihren Unterbau bilden.

Kapitel 5, »Frankreich, die Vereinigten Staaten und die Kulturkämpfe«, zeichnet die Verschiebung im französischen intellektuellen Leben nach, die uns von dem inbrünstigen »Dritte Welt« -Glauben der 1960er Jahre zum Rückrudern dagegen in den 1970ern und dann weiter zu einer gewissen vereinten Front von Rechts und Links gegen multikulturelle Identitätspolitik in den 1990ern geführt hat. Hier sezieren wir die Angriffe durch prominente französische Intellektuelle wie Pascal Bruckner, Tzvetan Todorov und Alain Finkielkraut auf *critical race*- und multikulturelles Denken. Welche Ängste liegen in dieser defensiven Haltung gegenüber dem, was einige das »Gespenst« des Multikulturalismus genannt haben? Wie können wir die große Kluft zwischen dem multikulturellen Frankreich des Hip-Hop und der anti-multikulturellen Haltung französischer Intellektueller erklären? Wir untersuchen hier auch die Rechtswendung, die von den selbsternannten »pro-amerikanischen« und »zionistischen« *nouveaux philosophes* vollzogen wurde – und sich in dem Slogan »von Mao bis Moses« zusammenfassen lässt. Gegen jene, die Jüd_innen und Muslime sowie Jüd_innen und Schwarze als notwendigerweise antagonistisch betrachten, betonen wir ihre historischen, diskursiven und allegorischen Affinitäten, und zwar vom katalytischen Jahr 1492 bis heute. Letzten Endes, so argumentieren wir, sind die Probleme des Kolonialismus, des Antisemitismus, des »Indianer«hasses, des Orientalismus, des Eurozentrismus, des antimuslimischen Rassismus und des Rassismus gegen Schwarze alle eng miteinander verknüpft und teilen sich überschneidende Impulse und Logiken. Schlussendlich gibt das Kapitel ein Bild von dem, was seit der Wende zum 21. Jahrhundert die »multikulturelle Wende« französischer Forschung genannt werden könnte.

Kapitel 6, »Brasilien, die Vereinigten Staaten und die Kulturkämpfe«, erforscht die südatlantische Version der seismischen Verschiebung, wie sie sich im Anti-Imperialismus, der Abhängigkeitstheorie und der Black-Consciousness-Bewegung im Nachkriegsbrasilien ausgedrückt hat. Wie ist eine gewisse, der unter französischen Intellektuellen anzutreffenden gleichzeitig ähnliche und von ihr verschiedene, brasilianische Skepsis zumindest in den 1990ern gegenüber multikultureller Identitätspolitik zu erklären? Wir formulieren diese Fragestellungen vor dem Hintergrund der produktiven komparativen Forschung über Brasilien und die Vereinigten Staaten. Worin bestehen die Vor- und Nachteile der komparativen Methode? In diesem Kapitel rücken wir auch die brillante Art und Weise in den Blickwinkel, mit der brasilianische Musiker_innen populärer Musik, wie Gilberto Gil und Caetano Veloso, durch ihre Texte, ihre Musik und

ihre Auftritte Debatten über ›Rasse‹ inszeniert haben. Indem sie multikulturelle Dissonanz als eine kreative Ressource einsetzen, geben die Musiker_innen sozialem Begehren eine ästhetische Form. Gleichzeitig zeigen wir, dass brasilianische Akademiker_innen in Übereinstimmung mit den Künstler_innen die *race*-/Kolonial-Debatten mit großer Tiefe und Genauigkeit erforschen und dabei den Mythos der ›Rassendemokratie‹ oftmals hinterfragen.

Kapitel 7, »Von *affirmative action* zum Hinterfragen von Weißsein«, erforscht die Debatten um *affirmative action* und Reparationen als Neuauflagen der Debatten aus der Aufklärung über Freiheit und Sklaverei sowie um das Universelle und das Partikulare oder Eigentümliche. Hier stellen wir die Anatomie des hin und her prallenden Diskurses über die Langzeitfolgen von Kolonialismus und Sklaverei in den drei Zonen dar, wobei wir besonders den kreuz-referentiellen und transnationalen Charakter dieses Diskurses hervorheben. Warum ziehen sowohl die Befürworter_innen als auch die Kritiker_innen von *affirmative action* dauernd Vergleiche zu den Vereinigten Staaten? Gleichzeitig stellen wir mit einem Blick auf potentielle Bereiche der Gegenseitigkeit das Aufkommen in allen drei Zonen von *Critical Whiteness Studies*– oder ihrem funktionalen Äquivalent – fest.

Kapitel 8, »Französische Intellektuelle und das Postkoloniale«, lotet die Kluft zwischen Frankreich als einer ›multiethnischen‹ Gesellschaft und einer französischen akademischen Wissenschaft aus, die trotz der historisch bahnbrechenden Rolle französischer und frankofoner antikolonialer Denker_innen erst vor kurzem begonnen hat, sich mit *race* und Postkolonialität auseinanderzusetzen. Wie lässt sich die anfängliche Abneigung gegen postkoloniale Theorie und das folgende teilweise Abklingen dieser Abneigung erklären? Hier untersuchen wir einige der Ironien dieses Walzers des Zögerns im Angesicht der Postkolonialität, während wir auch auf die neuen Veröffentlichungen hinweisen, die besonders seit den Unruhen von 2005 die Kontinuität zwischen kolonialen Praktiken und dem postkolonialen Frankreich nachzeichnen. Die verschiedenen Genres postkolonialen Schreibens schlagen wir vor, als Teil der mittlerweile lebhaften, dem pulsierenden Zentrum des französischen öffentlichen Lebens ganz nahe Intervention zu betrachten.

Kapitel 9, »Der transnationale Ideenverkehr«, erfasst die Axiome, die in multilateralen Polemiken wirksam sind, in denen Wissenschaftler_innen aus einem Land (Frankreich) Wissenschaftler_innen aus einem anderen Land (den Vereinigten Staaten) einschalten, die über ein drittes Land (Brasilien) schreiben. Wir legen besonderes Augenmerk auf die Polemik zwischen Bourdieu/Wacquant und dem Politologen Michael Hanchard bezüglich der brasilianischen Black-Consciousness-Bewegung. Wir stellen diese Polemik in den Kontext des intertextuellen Feldes der Arbeit französischer und amerikanischer

>Brasilianist_innen<. Gleichzeitig erforschen wir den Einfluss der Verbreitung französischer poststrukturalistischer Theorie in Brasilien und den Vereinigten Staaten. Indem wir die transregionale Zirkulation von Ideen untersuchen, kritisieren wir Narrative des intellektuellen Austausches, welche dichotome Achsen von fremd/einheimisch, Export/Import und Original/Kopie postulieren. Statt dessen schlagen wir eine fließendere, transnationale und translationale Methodologie vor, die dem grenzüberschreitenden intellektuellen Ideenverkehr gerecht wird.

Um unseren Text herum und in seinen Zwischenräumen schwebt die Metafrage der Theorien und Methodologien, die sich mit Fragen des transnationalen intellektuellen Austauschs befassen: Wie bringen kulturelle Praktiken wie Hip-Hop und Tropicália gemeinsam mit der Wissenschaft ihr >Über-Blick</ ihre >canivalesque< Seite (Bachtin) ein? Welche Vorteile gehen einher mit dem >Blick aus der Ferne< (Lévi-Strauss), besonders, wenn der >Blick aus der Ferne< und der >Blick von innen< sich vermischen und Intellektuelle wie Claude Lévi-Strauss und Roger Bastide durch ihren Brasilienaufenthalt verändert werden? Was ist die kognitive Funktion des Vergleichs? Was erhellt er und was kann er nicht erhellen? Wie kann ein Vergleich die grundlegende Ungleichheit, die die Welt maßgeblich prägt, berücksichtigen? Sind nationale Vergleiche immer tendenziös, narzisstisch, vorschreibend und verstecken das, was R. Radhakrishnan die >Agression einer These<³ nennt? Unterstellt oder konstruiert ein Vergleich eine illusionäre Geschlossenheit auf beiden Seiten des Vergleichs? Wie verändert sich ein Vergleich, wenn wir vom Vergleichen zweier Objekte (mit der Gefahr verdinglichter binärer Zuschreibungen) zum Vergleichen von drei oder mehr Objekten schreiten (mit der Gefahr einer chaotischen Vervielfachung)?

Zwischenstaatliche Vergleiche sind gefärbt von Affekt, Ängsten, Eitelkeiten, Wünschen und Projektionen. Komparatist_innen können das >Heimatland< idealisieren oder verunglimpfen, genau so wie sie auch das >fremde< Land idealisieren oder verunglimpfen können. Sie können auch das Nationalstaatsdenken dadurch dekonstruieren, dass sie Gemeinsamkeiten wahrnehmen. Vergleich ist sowohl problematisch als auch unvermeidlich. (Selbst wenn man Vergleich als Methode ablehnt, vergleicht man trotz allem immer noch den Vergleich mit anderen, vermeintlich überlegenen Methodologien). Wenn verdinglichte, auf national-staatlichen Einheiten beruhende Dichotomien einen vermeintlichen nationalen Charakter ontologisieren, führt der Vergleich in eine epistemologische Sackgasse, die den Nationalcharakter jetzt einsperrt in dem,

3 Bezüglich der Theorie des Vergleichs, vgl. nicht nur R. Radhakrishnans Aufsatz »Why Compare?« sondern auch das gesamte Heft 3 (Sommer 2009) von *New Literary History* 40 zu diesem Thema – mit Aufsätzen von Rita Felski und Susan Stanford, Ania Loomba, Bruce Robbins, Gayatri Spivak, Ella Shohat, Robert Stam und anderen.

was man eine ›Ontologie-Nation‹ nennen könnte. Die Mengen-Diagramme richten die Aufmerksamkeit auf das gemeinsame vergleichbare Territorium, lassen aber alles außer Acht, was unvergleichlich ist, d.h., die Besonderheiten, die sich dem Vergleich entziehen. Wir versuchen, diese Klemme durch Formulierungen zu vermeiden, die Identität und Differenz miteinander verbinden und miteinander geteilte Widersprüche, differenzierte Gemeinsamkeiten sowie Familienähnlichkeiten – Unterschiede, welche verbinden, und Ähnlichkeiten, die trennen – betonen. Wir werden auf diese Weise einen multidirektionalen Polylog in den Mittelpunkt stellen, innerhalb dessen Intellektuelle fortwährend hybridisieren, indigenisieren, übersetzen und ›Ideen von anderswo‹ umwandeln, während sie gleichzeitig noch von ihren nationalen Kontexten und ungleichen Beziehungen zur Macht geprägt bleiben.

Vergleichen beinhaltet oft Generalisierung. Doch ist jeder Satz, der eine ganze Nationalität oder Ethnie mit dem Verb ›sein‹ verknüpft, unweigerlich problematisch, wie das schon der antike Rätselspruch »Alle Generalisierungen sind falsch« nahelegt. Aber selbst eingeschränktere Generalisierungen, die sich z.B. auf ›alle weißen französischen Soziolog_innen‹ beziehen, sind mit gleicher Wahrscheinlichkeit falsch. Vergleiche, die statische, überzeichnete Dichotomien ergeben, wecken den Wunsch nach einer komparativen Analyse von Ausnahmen, die das Augenmerk richtet auf Brasilianer_innen, die Fußball und Samba hassen, US-Amerikaner_innen, die Hotdogs und Baseball verachten, und französische Menschen, die Beaujolais und Camembert verabscheuen. Solche Analysen hätten zumindest den Vorteil ihrer Unvorhersagbarkeit und außerdem den, dass sie komplexe Kulturen nicht in den Gefängnissen nationaler Stereotype eingesperrt lassen.

Der Titel dieses Buches, *Race in Translation*, zeigt den roten Faden an, der sich durch den ganzen Band zieht. In einem Bezugsrahmen erzählen wir nach, wie Brasilien, Frankreich und die Vereinigten Staaten historisch in die Dynamiken von *race* und Kolonialität verwickelt gewesen sind, und wie diese Dynamiken in der Gegenwart in Form greifbar ungerechter sozialer Wirklichkeiten immer noch widerhallen. Während die spezifischen demografischen Verhältnisse und Machthierarchien variieren mögen, ist das historische Wechselspiel zwischen *race* und Kolonialität in jedem nationalen Fall prägend. Es ist die Umgehung, die Verweigerung und die blanke Verneinung dieser Prägung, was die ›Debatten‹ auslöst und antreibt. Die Umgehung/Verneinung nutzt in jedem Fall eine andere Rhetorik, ›Rassendemokratie‹ in Brasilien, ›Republikanismus‹ in Frankreich und ›Chancengleichheit‹ in den Vereinigten Staaten. Unserer Meinung nach geht es im Kern der Debatte um den Streit zwischen jenen, die die prägende Rolle von *race* und Kolonialität anerkennen, und jenen, die diese leugnen.

Race in Translation entwickelt die Vorstellung einer vielfarbigen atlantischen Meereslandschaft. In diesem Sinn ist unsere Arbeit Teil einer Bewegung innerhalb der Wissenschaft hin zu postkolonialen und transnationalen Bezugsrahmen, einem Trend der sich linguistisch in der rasanten Vermehrung solcher Vorsilben wie ›trans-‹, ›cross-‹, und ›inter-‹ niederschlägt und in Worten wie ›interkulturell‹, ›transnational‹, ›transkulturell‹, ›diasporisch‹, ›exilisch‹, ›global‹ und so weiter. Ein Strom aquatischer und ozeanischer Metaphern – ›schwarze atlantische Zivilisation‹ (Robert Farris Thompson), ›der schwarze Atlantik‹ (Paul Gilroy), ›Fluss und Rückfluss‹ (Pierre Verger), ›circum-atlantische Performanz‹ (Joe Roach) und ›Tidalektik‹ (Edward Brathwaite) – verleiht einer Poetik von Fließen und Wirbeln, die Myriaden von Strömungen miteinander vermischen, Ausdruck und spiegelt die Suche nach einer fließenderen analytischen Sprache. Gleichzeitig ist Flüssigkeit kein Allheilmittel. Auch die Sklaverei war transnational, und die Wasser des Atlantik begraben unter sich die Leichname der über Bord geworfenen Versklavten. Desweiteren ist nicht alles was fließt auch progressiv; auch Banker der Wall Street sprechen von ›flüssigen Aktivposten‹ und ›Kapitalströmen‹. Unser atlantizistischer Titel spiegelt in diesem Sinne ganz klar den Dreiecksverkehr wider, durch den Europa in einer einträglichen Schleife kommerzieller Aneignung Industrieerzeugnisse nach Afrika, afrikanische Sklaven in die Kolonien und Rohstoffe zurück zu seinen Zentren schickte.

Die Metapher von ›Strömungen‹ ist hier besonders vielsagend, indem der atlantische Ozean wörtlich von gewaltigen zirkulären ›Flüssen‹ und ›Strömen‹ durchzogen wird – einem nördlichen Kreis, der von seinen südlichen Anfängen im Uhrzeigersinn verläuft, und einem südlichen Kreis, der mit seiner Drallströmung im Gegenuhrzeigersinn an den Handel von Ideen und Gütern erinnert, der zwischen Afrika, Europa und den Ländern Amerikas hin und her ging.⁴ In Anbetracht dieser flüssigen Überführungen und ›Handels-Passatwinde‹ – ein Ausdruck mit dem Beigeschmack des Sklavenhandels – ist unser Ziel, die gemeinsamen, durch die unterschiedlichen Zonen laufenden Strömungen, d.h., die Art und Weise wie Geschichtsabläufe, Texte und Diskurse sich innerhalb asymmetrischer Machtkonstellationen vermischen und gegenseitig beeinflussen, wahrzunehmen. In diesem Sinne interessieren wir uns für Édouard Glissants ›Transversalitäten‹, bzw. an den hierarchischen und lateralen Synkretismen und Dialogismen, die über nationale Räume hinweg stattfinden. Wir hoffen, Licht auf die miteinander verbundenen Analogien zwischen drei zu oft isoliert betrachteten kolonialen/nationalen Zonen zu werfen, um eine heilsame Konfrontation der Perspektiven bezüglich geteilter und ungleich gelebter Geschichten zu provozieren.

⁴ Vgl. Jack D. Forbes, *The American Discovery of Europe* (Urbana: University of Illinois Press, 2007), Kapitel 2.